

Kostenfreier Abdrucktext

Die folgende Geschichte ist dem Buch von Johan Adam Stupp **Meine Schulzeit in Wien im Zweiten Weltkrieg** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung. Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Johann Adam Stupp

Meine Schulzeit in Wien im Zweiten Weltkrieg

Mit Erinnerungen an Kindheit und Kriegsende
in Radolfzell am Bodensee.

100 Seiten, mit vielen Abbildungen.

Sammlung der Zeitzeugen (71), broschiert.

ISBN 978-3-86614-173-5

Euro 9,90 (D)

Euro 10,20 (A)

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen



Daniel Schlie

Pressekontakt

Daniel Schlie
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14

daniel.schlie@zeitgut.de
Tel: 030 - 70 20 93 10
Fax: 030 - 70 20 93 22
12107 Berlin

www.zeitgut.de



Im Jahre 1939 lebten wir in Radolfzell am Bodensee. Mein Vater arbeitete als Prokurist einer Nahrungsmittelfabrik in Schweizer Besitz, den Radolfwerken.

Wir wohnten in einem firmeneigenen Haus mit großem Garten in der Güttinger Straße (damals Karl-Pflaumer-Straße, benannt nach einem Nazifunktionär). Es war das letzte Haus in der Straße, dahinter waren Wiesen und Felder, die an eine Bahnlinie grenzten. Auf der anderen Straßenseite lag das Fabrikgelände der Radolfwerke, in dem sich Vaters Büro befand.

Im Sommer 1939 war ich zwölf Jahre alt und Schüler der dritten Klasse des Oberschule genannten Gymnasiums in Radolfzell. Mitte August, während der Ferien, durfte ich mit meinem Vater eine Wanderung durch den Schwarzwald machen. Sie sollte uns, beginnend bei Freiburg im Breisgau, in knapp einer Woche auf dem sogenannten Höhenweg nach Rastatt führen, von wo aus wir mit dem Zug nach Karlsruhe fahren wollten, um dort einige Tage bei meiner Patentante Melitta, der jüngeren Schwester meiner Mutter, und ihrem Mann Karl Schöpf zu verbringen. Zwar war ihre Tochter Maja für mich als Spielkameradin zu klein, doch freute ich mich auf meinen älteren Vetter Udo, den Sohn von Tante Maria, ebenfalls eine Schwester meiner Mutter, und ihres Ehemanns Rudolf Martin, die auch in Karlsruhe wohnten. Meine Mama sollte uns dort erwarten.

Auf unserer Wanderung bei schönem Wetter hörten wir nur wenig über die sich um Danzig zuspitzende politische Lage, doch fielen uns, als wir die Hornisgrinde erreichten, die auf der Bergkuppe positionierten Wehrmachtssoldaten auf. Vom



Mein Elternhaus in Radolfzell in der Güttinger Straße 24 gegenüber den Radolfwerken, wo mein Vater bis Frühjahr 1940 arbeitete.

Berggipfel aus konnten wir bis ins französische Elsass schauen. Wir erfuhren, dass man mit Krieg rechnete. Nach einem abendlichen Telefongespräch mit Karlsruhe teilte mir Papa mit, dass wir unsere Wanderung abbrechen und nach Hause zurückkehren müssten. So geschah es dann auch, und am folgenden Tag fuhren wir von Forbach mit dem Zug heim nach Radolfzell. Einen Tag später wurden schon Lebensmittelkarten ausgegeben, und ich musste in den uns bekannten Geschäften und der Metzgerei einkaufen, was noch frei zu haben war und was die mit Mama bekannten Ladenbesitzer uns zuschoben.

Tante Melitta kam mit Maja und deren Kindermädchen angereist, da Karlsruhe nahe der französischen Grenze vor Artillerieangriffen nicht sicher schien. Am 1. September marschierte die Wehrmacht in Polen ein. Wir lauschten an den Rundfunkgeräten Hitlers Lüge, es werde „zurückgeschossen“.

Abends musste die angeordnete Verdunklung der Fenster überprüft werden. Mama saß die beiden nächsten Tage immer wieder am Radio und hörte französische Sender ab, bis am 3. September feststand, dass Großbritannien und Frankreich nach Ablauf ihres Ultimatums Deutschland den Krieg erklärten.

Papa sagte mit ernster Miene: „Hitler, der Verbrecher, hat einen Weltkrieg angezettelt, und Deutschland wird ihn wieder verlieren!“

Er zweifelte an der Festigkeit des Hitler-Stalin-Pakts, der ihn überrascht hatte, sah den unverkennbaren Drang Sowjetrusslands in den Westen als Gefahr und fürchtete letztlich einen Sieg der „Bolschewisten“ in Europa. Ich verzog mich in meine im Dachgeschoss gelegene Kammer, holte meinen Schulatlas hervor und suchte auf der Landkarte die deutsch-polnischen Grenzen.

Ich war, wie alle meine Schulkameraden, „Pimpf“ beim Jungvolk, der NS-Organisation für Knaben unter vierzehn Jahren. Wir trugen weiße Strümpfe, schwarze kurze Hosen mit Gürtel und Hakenkreuzkoppel, Braunhemd mit Schlips und Schulterriemen. Mindestens einmal in der Woche waren „Dienst“ mit Leibesübungen und Exerzieren sowie „Heimabende“ mit nationalpolitischer Erziehung angesagt. Dazu gehörte auch das Einstudieren von Naziliedern. Ich erinnere mich noch sehr gut an eine mich erschütternde Liedzeile:

„Erst wenn die Juden bluten, erst dann sind wir befreit!“

Führer waren etwas ältere Jugendliche, alle begeisterte Nazis. Die Teilnahme aller Schüler war offiziell vorgeschrieben. Ich hasste diese Aktivitäten, zumal ich im Sport nichts leistete und auch nicht mit einem Vater prunken konnte, der sich Verdienste als Parteigenosse erworben hatte. Außerdem war ich im Vorjahr bei einem Appell vor versammelter Mannschaft bestraft worden: Schulterriemen und Braunhemd wurden mir abgenommen, weil ich in der Schule einen Anschlag vom Schwarzen Brett abgerissen hatte. Darin war ein „Dienst“ zu einem Zeitpunkt angesetzt worden, an dem sich die katholischen Schüler mit ihrem Kaplan treffen sollten. Das war kein Zufall, denn die Hitlerjugend bemühte sich, jede Einflussnahme der

Kirche auf die Jugendlichen zu verhindern. Ein Mitschüler hatte mich beobachtet und gemeldet.

Jetzt aber mussten wir als sogenannte vormilitärische Erziehung eine Geländeübung im Wald absolvieren, dabei durch Gestrüpp und Unterholz kriechen und robben. Schmutzig, mit Wunden an Knien, Beinen und Armen kam ich nach Hause. Später hatten wir an einer Luftschutzübung teilzunehmen, bei der uns gezeigt wurde, wie man mit Feuerpatsche und einem Wassereimer Stabbrandbomben erfolgreich bekämpfen konnte.

Endlich aber gab es eine reizvolle Aufgabe für uns: Wir sollten feststellen, ob, wo und gegebenenfalls wie viele Evakuierte aus dem Grenzgebiet zu Frankreich in Radolfzell bei Privatleuten Unterschlupf gefunden hatten. Die Straßen der Stadt wurden jeweils zwei Kameraden zugewiesen; meinem guten Freund Kurt Wick und mir wurde die Seestraße zugeteilt. Wir erledigten unsere Aufgabe an mehreren Tagen problemlos, bekamen zu essen und hatten noch viel Zeit uns umzusehen.

Ein besonderer Anziehungspunkt für uns war der Laden eines alten, verschrobenen Uhrmachers namens Otto Pfefferle, der auch Reiseandenken, Kunstblumen und alles Mögliche zum Kauf anbot. Der freundliche, alleinstehende Mann, ein bekanntes Original, unterhielt uns mit seiner Lebensgeschichte, die bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichte. Mama war zuerst besorgt über diesen Umgang, aber nach persönlicher Inaugenscheinnahme ganz beruhigt und einverstanden.

Mit Verspätung begann dann auch wieder der Schulunterricht. Angeregt durch unseren Geschichtslehrer begann ich, alle Meldungen über den Seekrieg mit England in den Zeitungen zu sammeln und in einem Schulheft aufzuschreiben. Ich war enttäuscht, dass dies bei meinen Eltern auf wenig Interesse stieß.

Einmal hörte ich, wie eine Nachbarin zu Mama sagte: „Seien Sie froh, Ihr Sohn ist erst zwölf, da muss er nicht mehr in den Krieg!“, worauf Mama entgegnete: „Schön wär’s, aber der Krieg dauert noch lang!“ Das gab mir zu denken.